

Der in Heft 3 unter diesem Titel erschienene Artikel muß heute in einer liturgischen Zeitschrift befremden.

Nach dem deutsch verkündeten Evangelium sollen die „pfarrlichen Verkündigungen folgen, die wesentlich zur Pflege der Gemeinschaft gehören.“

Es besteht kein Anlaß, die „pfarrlichen Verkündigungen“ nicht wichtig zu nehmen; es ist ihnen allerdings zuviel der Ehre angetan, wenn sie statt „Vermeldungen“ (Bekanntmachungen), Verkündigungen genannt werden.

Das Wort „Verkündigung“ soll allein der Frohen Botschaft vorbehalten sein.

Aber jeder Seelsorger wird darum ringen, wo sie am besten unterzubringen sind, auf keinen Fall zwischen Evangelium und Homilie, aber auch nicht nach der Homilie, weil einerseits keine unglückliche Zerreißung stattfinden, andererseits auch nicht das Ausschwingen der vorgelegten Betrachtung gestört werden darf. Am besten sind die „Vermeldungen“ wohl nach dem Schlußsegen einzuschalten. Das gibt nebenbei auch die beste Weise, die Gläubigen bis zum Schluß zusammenzuhalten.

Noch mehr befremdet die Art und Weise, wie der Lese- und Gebetsgottesdienst übergangen werden soll.

Es muß doch in ökumenischer Weise in Betracht gezogen werden, daß diese Form der Gottesdienst ist, von dem die evangelischen Gemeinden seit Jahrhunderten Sonntag für Sonntag leben. Gerade der Eucharistische Weltkongreß in München hat gezeigt, wie Introitus und Graduale lebendig gemacht werden können.

Das Alte Testament und Paulus dürfen nicht verschwinden aus unserem Gottesdienst, wobei freilich die Auswahl noch überlegt werden muß.

Der Verfasser der Liturgischen „Träumereien“ rechnet auch nicht mit den tatsächlichen Gegebenheiten: dem Tourismus, dem Fremdenverkehr, dem Sonntagsausflugverkehr, dem Wallfahren usw.

Ein „Erfüllen der Sonntagspflicht“ ist in der Dorfkirche wie in der Stadt bei vielen gang und gäbe. Wer an einem Bahnhofs-, Berg-, Schiffs-, Wallfahrts-gottesdienst teilnimmt, sucht wohl mehr, sucht wirklich die Gemeinschaft der Jünger des Herrn.

Es ist für den Unterzeichneten jeweils das beglückendeste Erlebnis, daß eine ganz und gar sich fremde Gemeinde durch den Gottesdienst sich nahe kommen kann.

Allein schon Station mit der Ansage, wie der Gottesdienst gefeiert werden soll, persönlich oder durch den „Diakon“, Austeilung von Texten, persönliche Anrede und schließlich persönliche Verabschiedung, läßt die Gläubigen für die Stunde und sogar für die Erinnerung mehr zusammenwachsen, als oft Gläubige in einem Gottesdienst, die sich in „ihre“ Bänke begeben, die mit Namensschildern gekennzeichnet sind und von denen niemand weiß, ob sie als Bürger oder als Jünger des Herrn kommen.

*Anton Gundlach.*